

6 Stadträumliche Einbettung

Die Diskussion um die integrativen Potentiale nachbarschaftlicher Kontakte gewinnt mit einem Blick über die Siedlungsgrenzen hinaus an Bedeutung. Diese Öffnung der Perspektive ist bei der Betrachtung von Nachbarschaften grundlegend wichtig. Denn die vielseitigen Ausgestaltungen von Nachbarschaften sind immer auch in spezifischen stadträumlichen Umgebungen verortet. Die Frage nach den relationalen Zusammenhängen bzw. dem Verwoben-Sein von Nachbarschaften mit breiteren städtischen Kontexten steht deshalb im Zentrum dieses Kapitels. In der Analyse stellen sich diesbezüglich drei Dynamiken als bedeutsam heraus: Erstens die divergierenden Innen- und Außenzuschreibungen und damit einhergehend die Bilder, die mit den Hochhausstrukturen verknüpft werden. Zweitens die sich hier abzeichnenden städtischen Segregationsprozesse, deren Ausprägungen sich je nach ›Biografie‹ einer Überbauung voneinander unterscheiden lassen. Beiden Siedlungen gemeinsam ist drittens, dass das Konzept der ›Durchmischung‹ von Bewirtschaftung und Sozialarbeit diesbezüglich als Lösungsansatz verstanden und angewandt wird.

6.1 INNEN- UND AUSSENZUSCHREIBUNGEN

Der Soziologe Gerald D. Suttles stellt – in Kritik an der Vorstellung einer quantitativen Bestimm- und Planbarkeit nachbarschaftlich geprägter städtischer Einheiten – fest, dass Nachbarschaften in erster Linie durch Zuschreibungen von ihren BewohnerInnen wie auch von Außenstehenden bestimmt werden (Suttles 1972, 35). Dass solche Innen- und Außenzuschreibungen Nachbarschaften definieren, kann auch in den beiden untersuchten Siedlungen beobachtet werden. In den Interviews mit BewohnerInnen der Telli ist das Bewusstsein weit verbreitet als ›Tellianer‹ oder ›Tellianerin‹ zur Hochhausüberbauung zu gehören. Im Isengrind äußern BewohnerInnen ebenfalls ein Selbstverständnis der Zugehörigkeit zu ihrer Siedlung. Wie in den Hausbiografien dargelegt, kann die Eingrenzung aus der Innenperspektive im Zu-

sammenhang mit den Ausgrenzungsmechanismen verstanden werden, mit denen sich die BewohnerInnen beider Siedlungen über die Negativimages von außen konfrontiert sehen.¹ Die spannungsvolle Dynamik zwischen Innen- und Außenzuschreibungen liegt dabei insbesondere im Image oder genauer den Wahrnehmungen und Bewertungen des Erscheinungsbildes der Bauten im Verhältnis zu ihrer städtischen Umgebung begründet (vgl. etwa Bäschlin 2004; Harnack 2012; Hausmann/Wanger 2013).

Die beiden untersuchten Hochhausüberbauungen der 1960er- und 1970er-Jahre fallen im Vergleich zu den übrigen städtebaulichen Strukturen in ihrem Umfeld auf. Sie sind in ihrem Erscheinungsbild von weither deutlich erkennbar und entsprechen nicht der Norm.² Die Hochhausstruktur ist etwas ›Anderes‹; eine Bau- und Wohnform, die viele Außenstehende nicht aus eigener Erfahrung kennen. Merkmale wie die Vielzahl der Wohnungen in einem Komplex, die modular aufgestapelte Struktur und die Fassaden mit Sichtbetonelementen werden bei der Imageproduktion aus der Außenbetrachtung in der Regel mit Negativbildern besetzt. Die Krise, in die der Großwohnungsbau und das Wohnen im Hochhaus im Laufe der 1970er-Jahre geraten ist sowie die damit einhergehende Kritik, wirken sich bis heute aus.³ Dabei kursieren im Falle der untersuchten Siedlungen zum einen Bezeichnungen wie ›Stau-mauer‹ ›Betonklötze‹, oder ›Kaserne‹, die das Bauliche diskreditieren. Zum anderen wird mit Begriffen wie ›Ghetto‹ oder ›Sozialbunker‹ auch die Bewohnerschaft, die in dieser baulichen Struktur wohnt bzw. die darin vermutet wird, stigmatisiert.

Die Innensichten der BewohnerInnen unterscheiden und distanzieren sich deutlich davon. In ihrem Diskurs sind im Umgang mit dem Erscheinungsbild einer Großüberbauung insbesondere zwei Argumentationsstrategien ersichtlich: Die eine Strategie hebt die Bebauung hervor, die andere blendet sie aus. Zu ersterer gehört die Umdeutung des Images mit positiv besetzten Assoziationen (wie beispielsweise ›Kreuzfahrtschiff‹ oder ›Adventskalender‹). Betont werden – gerade von Personen mit höheren Bildungsabschlüssen – teilweise auch die bauhistorische Bedeutsamkeit der Bauten oder die Relevanz des verdichteten Wohnens, die mit einer Hochhausstruktur assoziiert werden. Diese Argumentationsstrategie kann als aktives, teilweise auch spielerisches Distinktions- und Widerstandsmoment gegen die negativen Außenzuschreibungen verstanden werden. Verbreiteter ist in den Bewohnerinterviews beider Siedlungen die Argumentationsstrategie des Ausblendens des Erscheinungsbildes. Dazu gehören Feststellungen, dass man vom Innern der Wohnungen von der Großform ja nichts merke. Ebenso wird die Hochhausstruktur als vernachlässigbare Kategorie im Vergleich zur Bedeutung des Wohnumfelds sowie

1 Vgl. Kap. II 2.6.1 und 3.5.2.

2 Vgl. ausführlicher Kap. II 1.4.

3 Vgl. ausführlicher Kap. II 1.3.

der Wohnung dargelegt. Die weit verbreitete negative Bewertung der Gebäude wird in dieser Argumentation nicht in Frage gestellt; teilweise wird das ästhetische Urteil von deren ›Hässlichkeit‹ auch geteilt und mit anderen Qualitäten relativiert, die im Wohnalltag eine wichtigere Rolle spielen.⁴

Die Analyse von Ein- und Ausgrenzungsmechanismen einer Nachbarschaft über diskursive Bewertungen ihres Erscheinungsbildes muss immer in einem breiteren Kontext betrachtet werden. Eine Siedlung existiert nie als isolierte Insel, sondern steht immer in Bezug zu ihrem sozialräumlichen Umfeld. Auch in den untersuchten Großwohnbauten sind zahlreiche Verbindungslinien mit dem umliegenden Wohnumfeld erkennbar: Diese manifestieren sich in sozialen Relationen, wie siedlungs- oder quartierübergreifend gemeinsamen Anlässen und Aktionen sowie in persönlichen Kontakten. So bestehen etwa Verbindungen zwischen den Hochhäusern von Unterauffoltern II und den gleichzeitig erstellten, benachbarten Flachbauten von Unterauffoltern I, die sich auch durch die Verwaltungspraxis ergeben, die beide Siedlungen als Verwaltungseinheit behandelt. Auch in der Telli schaffen Quartierorganisationen zahlreiche Verbindungen zwischen den Hochhausblöcken und dem umliegenden ›alten‹ Telliquartier. Diese Verbindungen scheinen im Zusammenhang mit der Ein- und Ausgrenzung einer Nachbarschaft von doppelseitiger Bedeutung zu sein. Einerseits werden dadurch – und das ist auch das Anliegen der involvierten Institutionen – die Grenzen zwischen den unterschiedlichen baustrukturell bedingten Kollektivzusammenhängen relativiert und das Quartier als Ganzes gestärkt. Zuschreibungen wie ›die vom Hochhaus‹ vs. ›die von den Flachbauten‹ machen teilweise einem Verständnis des ›Wir vom Quartier‹ Platz. Andererseits lösen sich die Grenzen aber nicht vollkommen auf, wie die Aussage eines Bewohners aus Unterauffoltern II verdeutlicht, der das Trennende hervorhebt:

»Also mir gefällt es dort [bei den Flachbauten] nicht, wir sind hier schon gewohnt hoch oben zu wohnen und dort unten... das ist wie ein Gefängnis, also ich möchte dort keine Wohnung haben, weil hier haben wir wirklich freie Aussicht und es ist wunderschön.«⁵

Wenn man die den sozialräumlichen Grenzsetzungen inhärenten Logiken berücksichtigt, wird jedoch deutlich, dass Grenzen nur in den seltensten Fällen als unüberwindbare Trennlinien bestehen. Grenzen werden vielmehr, wie etwa der Kulturanthropologe Heinz Schilling darlegt, durch Öffnungen und Kontakte im »relationalen Hin- und Her« sowie durch Erfahrungen des Unterscheidens und Unterschiedenwerdens konstruiert (Schilling 2000, 16; 18f). Für diese Prozesse spielen im Kontext von Hochhausüberbauungen die Images sowie die sicht- und wahr-

4 Vgl. Kap. II 2.6.1 und 3.5.2.

5 Interview IV, UAI, 00:17:43.

nehmbaren Unterschiede der Erscheinungsbilder (wie etwa ›die da unten, wir hier oben‹) eine nicht zu unterschätzende Rolle. Sie tragen über Innen- und Außenzuschreibungen zur Schaffung von Nachbarschaften bei.

6.2 SEGREGATIONSPROZESSE

In beiden untersuchten Überbauungen wurde im Laufe der 1990er-Jahre eine zunehmende Konzentration von auf dem Wohnungsmarkt benachteiligten sozialen Gruppen und damit einhergehende Probleme konstatiert. Die Ausprägungen und der Umgang damit haben sich jedoch, wie die Hausbiografien aufzeigen, unterschiedlich bemerkbar gemacht.

6.2.1 Krisen und Aufwertungen

Bei einer genauen Betrachtung der Narrative zu den Krisenzeiten in den Überbauungen wird deutlich, dass diese entweder auf eine Problematisierung von ›schwierigen‹ Mietergruppen (wie Suchtbetroffene, psychisch Kranke etc.) fokussieren oder den hohen Ausländeranteil hervorheben. Die strukturellen sozialen Ungleichheiten, die die Konzentration dieser Mietergruppen an einem Wohnort voraussetzen, werden jedoch in den Diskursen wie auch in den Bestrebungen zu den Imageverbesserungen kaum thematisiert.

Im Isengrind leitete die Stadt Zürich in den 1990ern eine umfassende Erneuerung mit baulichen und sozialen Maßnahmen ein.⁶ Hier spitzte sich die Krise ab Mitte der 1980er-Jahre besonders zu. Noch heute erinnern sich einige der befragten BewohnerInnen an diese schwierige Zeit:

»Die Drogenstichtigen zum Beispiel in den Wohnungen oder so, das haben wir auch einmal gehabt, aber die Verwaltung hat geschaut und heute gibt es sicher noch irgendwo Drogen hier, aber das stört nicht mehr [...] Also schlimme Zeiten haben wir auch gehabt. Aber jetzt im Moment ist es nicht so. Heute haben wir keine großen Probleme und Streitereien mehr.«⁷

Neuer zugezogene BewohnerInnen distanzieren sich jedoch klar von dieser Zeit:

6 Vgl. ausführlicher Kap. II 2.4.

7 Interview III, UAII, 01:26:21.

»Also die Probleme von Kriminalität oder was auch immer, die es früher mal bis zu einem gewissen Grad in diesem Haus gegeben haben mag, kenne ich nur vom Hören-Sagen [...] und es hätte noch nie jemand zu mir gesagt: Was du wohnst dort, wo es so viele Probleme gibt.«⁸

Die Hausbiografie von Unteraffoltern II veranschaulicht, wie sich Krisen in die Geschichte einer Hochhaussiedlung einschreiben, bis zu einem gewissen Grad aber auch überwunden werden können. Mit der Erkenntnis, dass das Pendel wieder umschlagen kann, investiert die städtische Verwaltung im Vergleich zu anderen Liegenschaften bis heute sehr viel in Bewirtschaftung, Unterhalt und soziale Begleitung der Siedlung.

Ausgangslage für das in der Telli im Jahr 2000 lancierte Quartierentwicklungsprojekt *allons-y Telli!*⁹ war die zunehmende Konzentration fremdsprachiger Kinder in der Quartiersschule. Kinder ausländischer Eltern sind in der Tellschule auch heute noch in der Mehrheit, was immer wieder Anlass zu Problematisierungen gibt. Eine Paar mit Kindern im schulpflichtigen Alter schätzt zwar, dass ihre Kinder in der Telli schon von klein auf »mit ganz verschiedenen Kulturen in Kontakt kommen.«¹⁰ Zugleich weisen die Eltern aber auch auf Schwierigkeiten hin.¹¹ Die Tellschule selbst betont in ihrer Selbstpräsentation »die enorme Integrationsleistung, die wir hier täglich vollbringen«¹².

In der unmittelbaren Umgebung der Telli-Überbauung entstehen neue, baulich dicht gebaute Wohnsiedlungen. Dies dürfte sich künftig nicht nur auf die Quartiersschule, sondern auch die Überbauung und deren Außenwahrnehmung auswirken. So ein Bewohner: »Sie wollen da nebenan Blöcke bauen und es wird alles noch dichter [...] und wahrscheinlich werden sie in zehn Jahren nochmals bauen. Und dann nochmals und irgendwann gehört die Telli dann einfach zu Aarau.«¹³ Diese Zukunftsperspektive wird auch von anderen geteilt: »Es gibt ganz viele Wohnungen und es ziehen viele Firmen hin [...] und wie überall, wo die Industriequartiere aufgewertet werden, wird auch die Telli im Ansehen gewinnen.«¹⁴ Das Bild der zwei Strukturen – hier die Telli, dort die Stadt – verschwimmt, die beiden Teile wachsen

8 Interview I, UAII, 01:46:20.

9 Vgl. ausführlicher Kap. II 3.3.2.

10 Interview II, Telli, 01:02:59.

11 Die Lehrpersonen seien angesichts der relativ großen Klassen und den vielen fremdsprachigen SchülerInnen belastet und auch der teils »raue Umgang der Kinder untereinander«, der sich auf das Klassenklima auswirke, sei nicht einfach. (Ebd., 01:04:38).

12 Schule Aarau, Primarschule Telli: <http://www.schule-aarau.ch/primarschule/primarschule-telli/organisation>.

13 Interview IV, Telli, 01:19:04.

14 Interview II, Telli, 01:28:37.

zunehmend zusammen, die Grenzen verschieben sich, wobei die Stadtentwicklungsprozesse durch konkrete Bauprojekte eingeleitet werden. Dies gilt auch in Zürich, wo Unteraffoltern II seit einigen Jahren mit der Neubebauung des benachbarten Quartiers von der absoluten Randlage näher an die Stadt gerückt ist.¹⁵

6.2.2 ›Biografie‹ der Marginalisierung oder der Identifikation

Städtebauliche Verdichtungen haben das Potential Segregationsprozessen entgegenzuwirken. Wenn die ›Biografie‹ einer Siedlung und die Mikrostrukturen der städtischen Lage und die Einbettung im Quartier in den Blick gerückt werden, lassen sich diesbezüglich jedoch auch Unterschiede zwischen den beiden Hochhaus-siedlungen erkennen. Im Unterschied zum Isengrind, der in die offene Landschaft gebaut worden ist und noch heute am Stadtrand der größten Schweizer Stadt liegt, wurde die Telli als eigener Stadtteil einer Kleinstadt geplant. Während im Isengrind sich erst nach und nach eine Quartierinfrastruktur entwickelte, bestanden in der Telli von Anfang an diverse Quartiereinrichtungen mit Zentrumsfunktion, die teils auch gezielt die sozialräumlichen Grenzen zwischen dem ›alten‹ Telliquartier und der Überbauung überwinden wollen.

Wie etwa Häußermann und Siebel ausführen, spielen zur Herausbildung von Segregationsprozessen neben der städtebaulichen und sozialen Lage insbesondere auch immobilienwirtschaftliche und wohnbaupolitische Faktoren eine wesentliche Rolle (vgl. Häußermann/Siebel 2004, 159). Im Isengrind, der bis in die 1990er-Jahre ausschließlich im sozialen Wohnungsbau verwaltet wurde, waren die Segregationsdynamiken viel ausgeprägter als in der Telli, in der es von Anfang an eine diversifizierte Eigentümerstruktur und zum Teil auch WohnungseigentümerInnen gab. Die Negativimages von außen – und gerade auch deren frappanter Unterschied zu den Innenwahrnehmungen – sind in beiden Siedlungen beobachtbar. Die Hausbiografien lassen erkennen, dass die, mit den Segregationsprozessen einhergehenden, Stigmatisierungen Nachbarschaften sowohl atomisieren – wie in der Krisensituation in Unteraffoltern geschehen –,¹⁶ als auch zusammenschweißen können – wie dies in der Telli seit Jahren zu sehen ist.¹⁷ Der starke Zusammenhalt der ›Tellianer‹ festigt dabei gewissermaßen eine Tradition der Identifikation. Die symbolischen Benachteiligungen und Negativbilder verstärken den Widerspruch und auch den Stolz von langjährigen BewohnerInnen auf ihren Wohnort. Demgegenüber erzählt die Geschichte von Unteraffoltern II von einer Tradition der Marginalisierung, gegen die sich einzelne BewohnerInnen zur Wehr setzen, aufgrund von Krise, Bruch

15 Vgl. Kap. II 2.6.6.

16 Vgl. Kap. II 2.3.2.

17 Vgl. Kap. II 3.5.3.

und Neuorientierung jedoch nicht auf eine von der Wohnbevölkerung so breit getragene Basis zurückgreifen können.

6.3 ›DURCHMISCHUNG‹ IN DER NACHBARSCHAFT

Vor dem Hintergrund der Segregationsprozesse ist auch der Diskurs zur ›sozialen Mischung‹ zu verstehen, der in beiden Siedlungen insbesondere von BewirtschafterInnen und Sozialarbeitenden aufgegriffen wird. Gilt es doch aus Sicht der Sozialen Arbeit eine räumliche Konzentration von Menschen mit Benachteiligungen zu vermeiden, um so Ungleichheiten und soziale Probleme in einem überschaubaren Rahmen zu halten respektive ›bearbeiten‹ und ›kontrollieren‹ zu können. Aus Perspektive der Bewirtschaftung bedeuten Negativbilder wie diejenige der ›Problem-siedlung‹ in erster Linie Schwierigkeiten bei der Vermietung von Wohnungen und Herausforderungen bei der Mieterbetreuung sowie beim Unterhalt. Die verbreitete Argumentation der ›guten Durchmischung‹ erscheint im Diskurs beider Verwaltungen sowohl als Feststellung des aktuellen Zustands als auch als anzustrebendes Leitbild.¹⁸ Der Mietermix wird von den Verwaltungen bewusst gesteuert, um eine (erneute) Krisensituation möglichst vermeiden zu können.¹⁹ Ebenso wird in den Interviews in beiden Siedlungen darauf hingewiesen, dass es keine Differenz zwischen den Blöcken (und so auch keinen ›Problemblock‹) und keine vertikale Hierarchie in den Hochhäusern gebe. In Unteraffoltern II sind die subventionierten und freitragenden Wohnungen gleichmäßig über alle Stockwerke aufgeteilt.²⁰ In der Telli lassen sich Differenzen weniger nach Wohnzeilen als vielmehr nach Hauseingängen feststellen, wobei sich darin auch die Eigentumsverhältnisse widerspiegeln.²¹

Für die Steuerung der ›guten Durchmischung‹ gelten aus Sicht der Bewirtschaftung zwei Faktoren als ausschlaggebend: Erstens der Wohnungsmix und zweitens die Vermietungspraxis. In der Telli besteht von Anfang an ein sehr vielseitiger Mix von Klein- bis Großwohnungen, was die Entwicklung der heutigen Bevölkerungszusammensetzung maßgeblich beeinflusst hat.²² In Unteraffoltern II haben die Wohnungszusammenlegungen in erster Linie darauf abgezielt, die als problematisch wahrgenommenen Kleinwohnungen zu reduzieren und dadurch eine ›bessere

18 Vgl. Gruppeninterview GZ Telli, 00:36:41; Gruppeninterview Wincasa, 00:03:57; Gruppeninterview LVZ UAH, 01:01:39

19 Vgl. Kap. II 2.4.3.

20 Vgl. Gruppeninterview LVZ UAH, 01:00:27

21 Vgl. Gruppeninterview GZ Telli, 00:56:10 sowie Kap. II 3.4.1.

22 Vgl. Gruppeninterview Wincasa, 00:13:31.

Durchmischung« zu erreichen. Eine Bewirtschafterin einer großen Immobilienverwaltung in der Telli beschreibt die Kriterien bei der Auswahl neuer MieterInnen:

»Also neue Mieter müssen sicher zahlungsfähig sein und sich die Wohnung leisten können und wir schauen schon auch, dass sie etwas zum Haus passen und so ein bisschen ein Mix da ist [...], dass es eben nicht überwiegend dann zu viele Ausländer oder Sozialfälle hat. Und eben, dass man im mittleren Stand bleiben kann [...] und ein weiteres Kriterium ist die Anzahl Personen, also wenn sich sechs Personen auf eine 3½-Zimmerwohnung bewerben, geht das nicht.«²³

Auf Durchmischung zu achten, heißt in diesem Verständnis demnach in erster Linie zu schauen, dass »nicht zu viele Ausländer oder Sozialfälle« in ihren Liegenschaften wohnen, wobei eine Mittelstands-Mieterschaft angestrebt wird.

Im Isengrind verfolgt die Verwaltung eine etwas andere Strategie, geht es doch im städtischen Auftrag – gerade auch angesichts des sonst sehr hohen Mietzinsniveaus in Zürich – darum, günstigen Wohnraum auch für Menschen mit kleinen Einkommen zur Verfügung zu stellen. Um »den Ausländeranteil in der Siedlung nicht noch mehr anwachsen zu lassen«, bemühten sie sich insbesondere darum, »wenn eine Schweizer Familie auszieht, diese wieder an eine Schweizer Familie zu vermieten«.²⁴ Dies gelinge jedoch nicht immer, da unter den Wohnungsbewerbungen oft nur Familien ausländischer Staatsangehörigkeit vertreten seien und die Möglichkeit zur Auswahl aus einer Vielzahl von Bewerbungen im Isengrind weniger ausgeprägt sei als in anderen städtischen Liegenschaften.²⁵

Die Förderung einer »guten Durchmischung« gilt unter Fachpersonen von Stadtentwicklung, Immobilienbewirtschaftung oder Sozialer Arbeit in der Regel als unbestrittener Lösungsansatz, ja erscheint im Fachdiskurs manchmal gar als Zauberwort für das gute Funktionieren und Zusammenleben in einem Quartier oder einer Siedlung. Die Implikationen, die mit dieser Norm einhergehen, werden jedoch nicht hinterfragt. Problematisch ist an diesem Diskurs meiner Ansicht nach die unklare Bestimmung, was denn genau »gemischt« werden soll und die impliziten Wertungen, die damit einhergehen (vgl. auch Zychlinski et al. 2015, 3). In den untersuchten Hochhausstrukturen wird in der Regel ein vereinfachender Bezug auf das vermeintliche Gegensatzpaar »Ausländer« (bzw. »Migranten«) vs. »Schweizer« vorgenommen. Menschen mit nicht-schweizerischer Herkunft werden dabei undifferenziert in einen Topf geworfen und potentiell als Problem definiert. Die Durchmischung mit möglichst vielen SchweizerInnen, die im Vergleich dazu implizit als

23 Ebd., 01:06:22.

24 Gruppeninterview LVZ UAII, 00:27:27.

25 Ebd.

»unproblematisch« erscheinen, soll zur Problemlösung beitragen und der Entwicklung eines »Ghettos« entgegenwirken. Demgegenüber nur sporadisch thematisiert wird die Durchmischung von BewohnerInnen unterschiedlicher sozialer Herkunft in den Überbauungen. Menschen aus unteren sozialen Schichten als »Sozialfälle« zu bezeichnen – wie im obigen Interviewzitat – impliziert eine stigmatisierende Wertung. Im Gegensatz zu Personen mit höheren Bildungsabschlüssen und/oder Einkommen, die zur Entschärfung von Problemen beitragen sollen, werden sie problematisiert. Meist werden soziale Unterschiede und Ungleichheiten jedoch im Mischungs-Diskurs gar nicht thematisiert und bleiben so ausgeblendet. Dies mag auch damit zusammenhängen, dass Armut in der Schweiz nach wie vor mehrheitlich tabuisiert wird (vgl. etwa Däpp 2011).

Die Logik, dass die Förderung der sozialen Mischung positive Effekte auf Benachteiligte habe, ist nicht neu, sondern findet sich bereits in der Settlement-Bewegung Ende des 19. Jahrhunderts (Wietschorke 2012, 98). Gegenwärtig taucht dieselbe Denkweise in sozialen Programmen zur Aufwertung von als problematisch wahrgenommenen Quartieren auf.²⁶ So ist der heutige Mischungsdiskurs auch vor dem Hintergrund der Negativimages zu verstehen, die mit den Großwohnbauten assoziiert werden. Die Maßnahmen zur Förderung der Durchmischung (bzw. die Feststellung, »dass es gut durchmischt ist«) zielen in erster Linie darauf ab, diese problematisierenden Außenbilder zu entkräften, wirken sich aber auch auf die heterogene Zusammensetzung der Wohnbevölkerung und den Umgang damit aus.²⁷

26 Vgl. Kap. I 1.3.4.

27 Vgl. Kap. III 2.5.5 und 5.3.3.

